

Druck, scheint nicht sonderlich an der Wahrheitsfindung interessiert gewesen zu sein.

Es wird, auch in Zukunft, keine Wahrheitsfindung mehr geben: Anfang 1981, ein paar Monate nach der Machtergreifung der Militärs, ist Abdullah Pütün gestorben – angeblich an einer Schußwunde, die er sich selbst beigebracht haben soll, um ein Attentat vorzutäuschen (also Selbstmord zwecks „Irreführung der Justiz“), nach Güneys Überzeugung aber als Opfer eines Killerkommandos und als Warnung an ihn.

1975, beim nationaltürkischen Filmfestival, wurden die Preise für die drei besten Filme alle drei Yilmaz Güney zugesprochen – eine machtvolle Demonstration für den Inhaftierten. In früheren Knastjahren hatte er Erzählungen und Romane geschrieben, jetzt begann er von seiner Zelle aus Filme zu produzieren – mit Hilfe getreuer Schauspieler und Techniker „draußen“, die seine Drehbücher realisierten.

Die letzten drei dieser Filme, die Güney selbst als Trilogie sieht – „Sürü“ (Die Herde), „Düşman“ (Der Feind)

und „Yol“ (Der Weg) –, haben ihn weit über die Türkei hinaus berühmt gemacht. Es sind Güney-Filme, obwohl er sie nicht selbst inszeniert hat (bei den ersten beiden führte Zeki Ökten Regie, bei „Yol“ Şerif Gören), sie sind von der ungestümen Kraft ihres Autors geprägt.

Sie sind lyrisch, pathetisch und schreiend: Bilder eines Volkes, das zwischen mittelalterlichem Feudalismus und hektischer Modernisierung zerrissen ist, Bilder eines Landes, in dem Angst, Haß und Gewalt regieren.

„Die Befreiung wird wie ein Erdbeben sein“

SPIEGEL-Interview mit dem türkischen Filmemacher Yilmaz Güney

SPIEGEL: Herr Güney, wenn man davon hört, wie Sie von der Gefängniszelle aus Filme produziert und kontrolliert haben, fragt man sich: Haben Sie, trotz allem, nicht auch hinter Gittern Star-Privilegien genossen?

GÜNEY: Keine Spur. Ich habe nur meine Möglichkeiten genutzt, in jeder Situation und bis zum äußersten.

SPIEGEL: Also auch die illegalen?

GÜNEY: Sehen Sie, ich hatte in jedem Gefängnis, in dem ich inhaftiert war, nach kurzer Zeit 95 Prozent der Gefangenen auf meiner Seite, und von Fall zu Fall nicht nur die Gefangenen.

SPIEGEL: Wie hat denn praktisch diese „ferngesteuerte“ Produktionsweise funktioniert?

GÜNEY: Das mußte ich auch erst lernen. Solange ich selbst die Hauptrollen gespielt und Regie geführt habe, waren mir sehr skizzenhafte Drehbücher genug: Ich reagierte und entschied von Situation zu Situation. Aber nun ging das nicht mehr. Bei den ersten beiden Filmen, die ich vom Gefängnis aus produzierte, 1975, waren die Skripte zu unpräzise, ich kümmerte mich nicht genug um die Dreharbeiten, ich hatte einen naiven Glauben an künstlerische Kollektivarbeit – das waren Fehlschläge.

SPIEGEL: Und was dann?

GÜNEY: Die Drehbücher, die ich dann für „Die Herde“*, „Der Feind“ und „Yol“ geschrieben habe, waren äußerst präzise, Einstellung für Einstellung, sogar mit bestimmten Angaben zur Art des Spiels und der Beleuchtung. Ich habe die Mitarbeiter allein ausgesucht und sie verpflichtet, sich strikt an meine Anweisungen zu halten; ich habe manchmal mit Schauspielern, die mich besuchen konnten, in der Zelle ihre Szenen einstudiert; ich habe alles getan, um auch aus der Ferne die Dreharbeiten unter Kontrolle zu haben – anders bringt man in dieser Situation nichts zustande.

* Beim SPIEGEL-Interview mit Redakteur Urs Jenny.

** Yilmaz Güney: „Sürü – Die Herde“, übersetzt von Ümit Güney und Norbert Ney. Buntbuch-Verlag, Hamburg; 112 Seiten; 18 Mark.

SPIEGEL: Bei „Yol“ haben Sie nach etwa zehn Drehtagen die Arbeit abbrechen und mit einem anderen Regisseur neu beginnen lassen. Wie konnten Sie eine solche Entscheidung treffen?

GÜNEY: Ich bekam natürlich laufend Berichte über den Fortgang der Arbeit und Photos der abgedrehten Szenen – ich bin Profi genug, um danach zu urteilen. Die Entscheidung war schwer, aber nö-

tig: Der erste Regisseur hatte nicht die Kraft oder die Autorität, meine Vorstellungen konsequent durchzusetzen.

SPIEGEL: Wie war es überhaupt möglich, daß ein so brisanter Film wie „Yol“ quasi unter den Augen des Militärregimes gedreht werden konnte?

GÜNEY: Es war möglich, weil ich mich nicht hindern ließ. Unter Verhältnissen, wo sogar Regisseure in Freiheit in Schwierigkeiten gerieten und resignierten, war es für mich eine existentielle Frage, eine Überlebens-Notwendigkeit, zu beweisen, daß man weiterarbeiten kann, weiterkämpfen und siegen.

SPIEGEL: Aber „Yol“ ist kein Underground-Streifen, sondern eine Großproduktion. Es kann doch nicht sein, daß offiziell niemand wußte, was da vor sich ging?

GÜNEY: In der Türkei muß ein Drehbuch von der Zensur zur Produktion freigegeben werden, dann gibt es in der Regel keine Behinderungen mehr, bis man den fertigen Film vorlegt. Das „Yol“-Drehbuch, das die Zensur passierte, war natürlich sehr rosig – und daß der fertige Film nie durch diese Zensur käme, war allen Beteiligten klar. Dennoch, es gab Sabotageversuche. Aber das Team war ja sehr beweglich, der Handlung des Films folgend mit Zügen und Autobussen kreuz und quer durchs Land unter-



Filmemacher Güney (l.): Im Niemandsland der Illegalität

wegs, und auf die Schneehöhen des Bingen-Gebirges oder bis an die syrische Grenze steigt einem kein Spitzel nach. Die Polizei-Einheiten, die in dieser blutigen Dorfrazzia-Szene mitwirken, sind übrigens echt – ihr Kommandant war ganz stolz darauf, die Leistungsfähigkeit seiner Truppe in einem Film demonstrieren zu dürfen.

SPIEGEL: Stimmt das Gerücht, daß Ihnen sogar das abgedrehte Filmmaterial zur Begutachtung in die Zelle geschmuggelt wurde?

GÜNEY: Das denn doch nicht. Aber ich hatte bei „Die Herde“ und „Der Feind“ Gelegenheit, den provisorischen Rohschnitt zu sehen und also auf die Montage, die Synchronisation, die Tondramaturgie einigen Einfluß zu nehmen. Bei „Yol“ war die Situation anders: Als der Film abgedreht und das Material sicher im Ausland war, habe ich die Türkei verlassen. Da konnte ich Montage und Synchronisation selber machen – teils in Paris, teils in der Schweiz –, und dabei habe ich den Film, der um einiges breiter angelegt war, stark überarbeitet, umgeformt, konzentriert. Aber ich muß betonen: Ich habe die Mittel zusammengebracht und die Voraussetzungen geschaffen, damit diese Filme gedreht werden konnten, aber ich bin nicht ihr Regisseur. Ohne die Treue meiner Freunde – der Mitgefangenen auf der einen Seite, der Film-Teams auf der anderen – wären diese Filme nicht, was sie sind.

SPIEGEL: Was über Ihre Rolle im Knast erzählt wird, klingt, als wären Sie auch dort immer der „häßliche König“ gewesen.

GÜNEY: Natürlich waren meine Mitgefangenen Entrechtete, Unterdrückte, Rebellische, und ich war in ihren Augen ein Symbol der Rebellion. Doch das Entscheidende ist: Ich konnte ihnen mit meinen politischen Kenntnissen und Erfahrungen klarmachen, daß man solidarisch handeln muß, wenn man siegen will. Sie haben von mir gelernt, sich gemeinsam gegen Willkür, Schikanen, Mißhandlungen zur Wehr zu setzen – das war unsere Arbeit, unser Kampf, unser Erfolg.

SPIEGEL: Also waren Sie auch im Gefängnis ein mächtiger Mann, gleichermaßen geliebt wie gefürchtet?

GÜNEY: Die Direktoren haben mich gefürchtet, das stimmt. Weil es in der Rechts-Presse dauernd Gerüchte von Aufruhr, Komplotten, Fluchtplänen gab, habe ich 1978 öffentlich erklärt, daß ich mühelos jederzeit aus jedem Gefängnis der Türkei fliehen könnte, daß ich aber nicht daran dachte, den Herrschenden diesen Gefallen zu tun.

SPIEGEL: War das Bluff?

GÜNEY: Wieso? Anfang 1979 schien es dem Justizministerium dann doch ratsam, mich aus Istanbul zu verlegen, in eine möglichst ferne Provinz. Doch kein Gefängnis wollte den gefürchteten Yilmaz Güney haben. Im Jahr vorher, als es

mir wirklich schlechtging, hatte man in Istanbul meine Verlegung auf die Krankenstation wegen Fluchtgefahr abgelehnt; jetzt aber wurde ich sechs Wochen lang in der Krankenabteilung isoliert, bis sich, unter Druck, ein anderes Gefängnis bereit fand, mich zu übernehmen. So kam ich auf die Insel Imrali.

SPIEGEL: Aber das ging nur gut, bis sogar Zeitungen schrieben, Sie hätten die Strafkolonie in eine „Volksrepublik Imrali“ umgewandelt.

GÜNEY: Ja, auf Imrali waren wir so gut organisiert, daß wir alle gemeinsam hätten ausbrechen können, 700 Gefangene. Als zuviel darüber bekannt wurde, fuhren Marine-Einheiten auf, acht Zerstörer und Landungsboote mit etwa 2000 Mann legten einen Ring um die Insel – wir staunten nicht schlecht, denn wir dachten gar nicht an Flucht. Aber ich wurde dann wieder einmal verlegt.



Güney-Film „Die Herde“: Tief in den Schädeln archaischer Patriarchismus

SPIEGEL: Offenbar sind Sie der geborene Rädelsführer.

GÜNEY: Ich habe meine Mitgefangenen nicht angeführt, sondern organisiert; ich habe diesen Menschen geholfen, ihre Lage zu erkennen und entsprechend zu handeln, und ich für mich habe daraus gelernt: Wenn das Volk selbstbewußt handelt, ist es eine Macht, die niemand besiegen kann.

SPIEGEL: Wollen Sie über Ihre Flucht sprechen?

GÜNEY: Das Wort „Flucht“ schmeckt mir nicht, ich sage lieber: Ich habe mich von meinem Land getrennt, sehr ungern, für eine Weile, bis andere Zeiten kommen. Übrigens bin ich auch nicht aus dem Gefängnis geflohen, sondern einfach nicht aus einem Hafturlaub zurückgekehrt. Ich war meines Lebens nicht mehr sicher, nicht einmal in meiner Zelle, und es gab keine Chance mehr, meine Arbeit weiterzuführen. Deshalb

mußte ich gehen. Mit meiner Frau und meinen beiden Kindern habe ich die Türkei verlassen, zum ersten Mal in meinem Leben – und es hat weh getan, denn ich liebe mein Land über alles.

SPIEGEL: Sind Sie wirklich niemals zuvor im Ausland gewesen?

GÜNEY: Nie im Leben.

SPIEGEL: Stimmt es, daß Sie mit einem kleinen Schiff geflohen sind?

GÜNEY: Fragen Sie nicht. Denken Sie an die Freunde, die mir geholfen haben.

SPIEGEL: Für die rechtsradikale türkische Presse ist klar, wo diese Freunde sitzen: in Moskau. Man dämonisiert Sie, als sei es Ihr Ziel, an der Spitze einer sowjetischen Armee heimzukehren.

GÜNEY: Lächerlich! Dann säße ich ja wohl jetzt nicht in Westeuropa. Kein Mensch in der Türkei glaubt, daß ich ein

gekaufter Sowjet-Agent bin, nicht einmal das Regime, das mich verleumdet. Denn wenn ich käuflich wäre, hätte doch dieses Regime selbst kein Mittel unversucht gelassen, einen Mann wie mich für sich zu gewinnen.

SPIEGEL: Man verleumdet Sie ja nicht nur. Seit Ihrer Flucht laufen in der Türkei etliche Prozesse gegen Sie wegen prosovietischer Agitation; die geforderten Strafmaße summieren sich bald auf hundert Jahre Gefängnis. Sind Sie denn kein Kommunist?

GÜNEY: Ist denn die Sowjet-Union kommunistisch? Wir wiederholen gern, was wir oft und oft erklärt haben: Die Sowjet-Union ist ein genauso mächtiger und genauso gefährlicher Feind der Türkei wie die USA oder China. Die Befreiung des Volkes kann nur in völliger Unabhängigkeit von allen Supermächten verwirklicht werden.

SPIEGEL: Denken Sie dabei an Albanien als Beispiel?



Güney-Film „Yol“: „Das Volk muß sich selbst befreien“

GÜNEY: Albanien kann kein Modell für eine neue Türkei sein. Aber es stimmt, daß wir den albanischen Weg, trotz gewisser Bedenken wegen der kulturellen und wirtschaftlichen Stagnation, lange mit großer Sympathie verfolgt haben. Die Konsequenz, mit der dieses Land sich von Abhängigkeiten freigemacht, gegen alle Supermächte abgegrenzt hat, ist zweifellos richtig und beispielhaft.

SPIEGEL: Aber nicht das Regime?

GÜNEY: Nein, für uns nicht mehr. Seit Enver Hodscha seinen Regierungschef Mehmet Shehu liquidiert hat und nun diesen Mann, der sich um sein Volk sehr verdient gemacht hat, noch ins Grab hinein als Agenten der CIA, des KGB und Titos zugleich diffamiert – was doch absolut grotesk ist –, hat Hodscha für uns jede moralische und politische Glaubwürdigkeit verloren.

SPIEGEL: Wenn Sie politische Grundsatzserklärungen abgeben, sprechen Sie immer in der „Wir“-Form. Wer ist „wir“?

GÜNEY: Meine Freunde und ich.

SPIEGEL: Wollen Sie sich im Exil ganz auf die Filmarbeit konzentrieren oder sich auch politisch aktiv betätigen?

GÜNEY: Das ist nicht zu trennen. Mein Ziel, mein ganzer Lebensinhalt ist nicht die Kunst, sondern die Befreiung des Volkes. Dafür arbeite und kämpfe ich mit allen Mitteln.

SPIEGEL: Denken Sie etwa an eine linke Sammelbewegung, einer Art „antifaschistischer Front“ im Exil?

GÜNEY: Ja. Wir sind dabei, eine Bewegung in Gang zu bringen und zu organisieren, um die faschistische Junta zu stürzen. Die türkische Linke, im Land wie im Exil, ist heillos in rivalisierende Grüppchen zerstritten. Wir wollen ver-

mitteln, wir wollen sie zu einer starken Bewegung zusammenführen. Aber es gibt Grenzen, zum Beispiel muß von Anfang an klar sein, daß wir uns niemals mit einer moskauhörigen Gruppe wie der TKP verbünden können, nicht einmal für die Phase des antifaschistischen Kampfes – sonst findet die Befreiung des Volkes nicht wirklich statt.

SPIEGEL: Ihre Filme sind voller Gewalttaten, und sie zeigen, daß Gewalt immer zerstörerisch und selbstzerstörerisch ist. Können Sie sich einen politischen Kampf ohne Gewalt vorstellen?

GÜNEY: Individuelle Gewalt ist, auch wenn sie sich die Maske des Fortschritts oder der Revolution aufsetzt, immer verbrecherisch.

SPIEGEL: Das wäre für Sie Terrorismus?

GÜNEY: Das ist Terrorismus. Es gibt nur eine legitime Gewalt: die Gegengewalt der Massen, die sich gegen ihre Unterdrücker wenden. Und auch diese Gewalt – um das ganz deutlich zu sagen – ist erst dann legitim, wenn sie vom größten Teil eines Volkes gewollt, bejaht und getragen wird.

SPIEGEL: Sie haben den Willen, die Kraft und das Image einer großen Führerfigur – müssen Sie nicht geradezu zwangsläufig zum Zentrum und Vorkämpfer der Bewegung werden, die Sie in Gang bringen wollen?

GÜNEY: Das ist nicht mein Ehrgeiz.

SPIEGEL: Aber Sie würden, wenn es sein muß, das Kino zugunsten der Politik aufgeben?

GÜNEY: Sofort. Wenn der Tag des Sieges herankommt, kann ich doch nicht sagen: Moment mal, ich muß jetzt einen Film machen! Nach der Befreiung wird es hundert Yilmaz Güneys geben, die

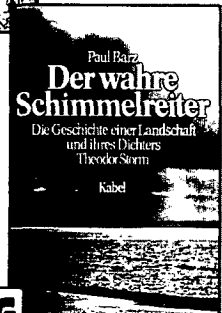
Neue Bücher!

Bei Ihrem Buchhändler



Der König der letzten Tage
Die exemplarische und groovolle Geschichte der Wiedentäufer zu Hünzler 1534–1535
Kabel

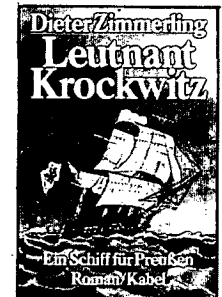
Lernen wir eigentlich aus der Geschichte?
352 Seiten,
DM 36,—



Der wahre Schimmelreiter
Die Geschichte einer Landschaft und ihres Dichters
Theodor Storm
Kabel

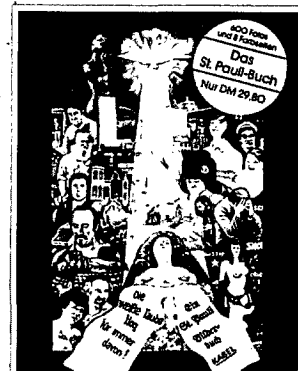


Die Kunst zu überleben – SURVIVAL
von Rüdiger Nehberg
Der Bestseller! 336 Seiten, DM 19,80



Ein deutscher Hornblower!
356 Seiten,
DM 34,—

Alles, wirklich alles über St. Pauli!
264 Seiten, 600 Fotos, nur DM 29,80



ERNST KABEL VERLAG
2000 Hamburg 36, Hütten 86

unsere Kultur zu neuer Blüte bringen.

SPIEGEL: Wie stellen Sie sich diesen Sieg vor: durch einen Kollaps der Junta, durch demokratische Wahlen oder durch einen Bürgerkrieg?

GÜNEY: Ich bin kein Prophet. Es wird lange dauern, aber dann kann es wie ein Erdbeben sein – die Befreiung wird kommen, wenn das Volk selbst, eine überwältigende Mehrheit jedenfalls, seine Befreiung will.

SPIEGEL: Jetzt, sagen Sie, ist die ganze Türkei ein Gefängnis. Das ist das Thema Ihres nächsten Films?

GÜNEY: Ja.

SPIEGEL: Sind Sie durch Ihre Flucht nicht in ein „Gefängnis“ anderer Art geraten? Wie leben Sie ohne Aufenthaltsbewilligung, ohne feste Bleibe, neuerdings auch ohne Staatsbürgerschaft?

GÜNEY: Ich lebe, genau so. Im Mai, mit der Einladung zu den Filmfestspielen in Cannes, habe ich eine Einreiseerlaubnis nach Frankreich erhalten. Doch am dritten Tag wurde ich, nach einer Intervention der Türkei, des Landes verwiesen. Zur Preisverleihung habe ich dann noch mal eine Einreise für 24 Stunden bekommen und ...

SPIEGEL: ... und Sie haben die „Goldene Palme“ mit der erhobenen Faust des Revolutionärs gefeiert und sind wieder verschwunden.

GÜNEY: Ich habe diese Einladung nach Cannes als Sympathiegeste des sozialistischen Frankreich geschätzt und wollte die Regierung nicht weiter in Verlegenheit bringen.

SPIEGEL: Waren Sie schon in der Bundesrepublik?

GÜNEY: Nein. Vor ein paar Monaten hat mir das Bundesjustizministerium mitgeteilt, daß nichts gegen mich vorliege, also kein Haftbefehl; als ich aber auf dem Generalkonsulat in Zürich ein Besucher-Visum beantragte, wurde das, offensichtlich auf Weisung aus Bonn, abgelehnt. Vermutlich wird mir zur Zeit kein Nato-Staat ein Visum oder eine Aufenthaltserlaubnis geben.

SPIEGEL: Wie ist es dann möglich, daß Sie in diesem Niemandland der Illegalität einen Film drehen?

GÜNEY: Daß ich es tue, beweist, daß es möglich ist. Ich bin schon mit anderen Widrigkeiten fertig geworden.

SPIEGEL: Die Verabredung zu unserem Gespräch kam auf Umwegen zustande, halb konspirativ. Die Leibwächter, die Sie auf Schritt und Tritt begleiten, sitzen auch jetzt aufmerksam im Hintergrund. Ihr Name „Yilmaz“ bedeutet „Der Furchtlose“ – fühlen Sie sich bedroht?

GÜNEY: Natürlich muß ich mit einem Entführungsversuch oder einem Attentat rechnen, sei es durch Regierungsagenten oder durch ein paar faschistische Fanatiker. Ich bin gefährdet, aber ich habe keine Angst.

FERNSEHEN

Jüdisches Erbe

Ein Fernsehfilm der ARD beschäftigt sich mit dem Selbstverständnis der amerikanischen Juden – der erfolgreichsten Minderheit in den USA.

Kein Jude kann sich damit trösten, daß schlimmere Verbrechen von vielen, vielen anderen Nationen begangen worden sind. Wir sind das Volk, das von jeher die moralischen Werte verteidigt hat.“

Der Kommentar eines amerikanischen Rabbiners nach dem Massaker von Beirut nennt das Dilemma, in das sich Juden auf der ganzen Welt durch die Morde an Hunderten von Palästinensern gestürzt sahen – überall in der Diaspora, aber vor

Dramatiker; David Halberstam, einst Korrespondent der „New York Times“ in Vietnam und Buchautor; Arthur Hertzberg, Rabbiner und Professor; Alfred Kazin, Literaturkritiker. Sie äußern sich über ihre jüdische Kindheit in den USA, über Antisemitismus und den kulturellen Einfluß der Juden. Über ihre politische Bedeutung spricht freilich ein anderer, ein Republikaner irisch-katholischer Abstammung, der Kongreßabgeordnete Paul McCloskey: „Die jüdische Lobby ist die mächtigste Lobby in den USA. Alle zwei Jahre wird der Kongreß neu gewählt, und ein Kandidat sorgt sich nicht so sehr um die Meinung der Mehrheit, sondern um jene drei Prozent der Wählerschaft, die als geschlossener Block wählen – zumindest, was die Israelpolitik angeht.“

Dem besonderen Verhältnis der jüdischen Amerikaner zu Israel kommen die



Jüdische Amerikaner am Passah-Vorabend: Gebrochenes Verhältnis zur Religion

allem in den USA, wo jüdische Bürger Israel immer besonders loyal und politisch wirksam unterstützt haben. Nun demonstrierten vor der Uno in New York zum erstenmal Juden gegen Israel.

Der israelische Einmarsch gab einem ohnehin brisanten Filmprojekt eine besondere Aktualität. „Wie jüdisch sind die amerikanischen Juden?“ heißt eine internationale Koproduktion mit dem NDR über die „erfolgreichste Minderheit in den USA“ von Barbara Ungeheuer und Christian Blackwood, die am 2. Dezember 1982 um 23 Uhr im Ersten Programm zu sehen ist. Heikel war die Frage schon deshalb, weil sie vom deutschen Fernsehen gestellt wurde. Über die Rolle der sechs Millionen amerikanischen Juden in Politik und Kultur vor der Kamera zu reden fanden sich nur wenige ihrer prominenten Vertreter bereit.

Dennoch: Wer zu Wort kommt, hat in der amerikanischen Öffentlichkeit Gewicht, unter anderen Arthur Miller, der

Autoren auf einer Reise junger Leute an den Jordan auf die Spur. In einem Ferienlager für jüdische Kinder in den USA erlebten sie schon vorher, wie das Thema des Holocaust bereits fest im Hirn von Zehnjährigen verankert ist. Aber der Film zeigt auch religiöse Bräuche – wie die Zelebrierung des Seder, des Mahls am Abend des Passah-Festes – und zugleich das gebrochene Verhältnis vieler US-Juden zur Religion.

Arthur Miller: „Für mich war es kein Widerspruch, ein Atheist zu sein und mich trotzdem einen Juden zu nennen. Jude – das war für mich ein gesellschaftspolitischer Begriff. Aber mit der Zeit haben sich meine Ansichten geändert. Ich habe entdeckt, daß ich als Nichtgläubiger die Wurzeln meines Denkens in der Religion habe, von der ich mich abgewandt hatte. Sollte ich je etwas Gutes gedacht oder geschrieben haben, dann kommt es auch aus meinem jüdischen Erbe.“